

Das Tänti

Autor(en): **Buchner, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der junge Offizier verharrte reglos in seiner Stellung und schaute seinem Freunde unverwandt in das gebräunte Gesicht. Er begriff ihn nicht so recht, dafür stand er selbst zu fest mit beiden Beinen auf dem realen Boden. Im Flugwesen erblickte er wie so viele andere lediglich eine technische Er rungenschaft, die Verwirklichung eines Traumes vergangener Jahrhunderte, die zunächst rein sportlich aufzufassen ist und bei weiterer Entwicklung von praktischem Wert besonders im Waffendienst sein wird. Durch die damit verbundene Lebensgefahr erhält dieser Sport eine ihn höher qualifizierende pikante Note, und die Flieger — im übrigen Leute, die mit sich und ihrem Leben nichts Rechtes anzufangen wußten — einen Anflug von promethesischem Heldentum. Daß das Fliegen einem zum innerlichsten, persönlichsten Beruf, zum tiefsten Erlebnis, ja zur Offenbarung des Lebens werden und die marterndsten Konflikte heraufbeschwören könne, das drängte sich seinen Gedanken nie auf. Ihm war das eben eine Sache, die man tun oder lassen konnte, ohne damit etwas Lebensnotwendiges zu gewinnen oder etwas Unersehliches zu verlieren.

Nun hob ihn da einer auf seine Maschine, flog mit ihm durch die Wolken und riß vor einer fremden Welt die Schleier weg, daß sich ihre Wunder enthüllten wie Frauen vor der sehnen Liebe ihrer Erwählten. Jenes blaue Äthermeer also barg Leben und Schönheit; auf schwanfen Silberwellen fuhr man durch ein blühendes Reich, zu dem der Schlüssel in den Tiefen unserer Seele lag, und erlebte sein eigenes Ich . . .

Daß ihm das alles verschlossen war! Dem jungen Offizier war es mit einem Mal, als hätte er sein Leben recht stümperhaft gelebt, während er geglaubt hatte, alle Schranken zum Genuß bereits niedergebroschen zu haben. Nun aber wollte es ihm dünken, als ob der da vor ihm weit Köstlicheres zum Lebensinhalt gemacht hatte. Freilich, diese Erkenntnis trat nicht klar und voll in sein Bewußtsein; sie warf ihr Licht nur zuweilen in jähen Strahlen in sein erregtes Empfinden, in seine suchenden Gedanken. Er war zu sehr aus anderem Holz, um danach Verlangen zu tragen, was seinem Freunde als bester Lebensstil erschien. Aber ein tiefer Ernst kam ihn an ob des Rätselvollen, das in der neuesten und bereits zur gewohnten Erscheinung gewordenen Errungenschaft unseres Geistes und unserer Technik, die man auf keine weiteren Kompliziertheiten mehr ansah, verborgen lag. Nicht, daß sie des Menschen Körper emportrug, vielmehr seiner Seele und ihrer Sehnsucht die Wege bahnte und ihr das Gefühl ihres Wesens, der Unbegrenztheit schenkte, nicht, daß sie, von der Faust des Götterzornes getroffen, den Leib zerbricht, vielmehr die Seele in bitterer Qual zu zerreißen vermag, war ihm das Schicksalvolle, das ihn mit Ernst und Schauer erfüllte.

Stumm trat der Offizier von seinem Freunde weg, um den unterbrochenen Gang durch das Zimmer wieder aufzunehmen.

Heino Vokken saß in sich versunken in den Ledersessel gefauert. Aus den Schatten des Zimmers sah er ein weißes Gesicht tauchen, aus dem ihn zwei helle Augen voll leuchtenden Glaubens und liebender Zärtlichkeit ansahen. Der Träumende bewegte die Lippen, als spräche sein Herz einen Namen . . . Dann dachte er weiter: Uebermorgen, wenn der Tag den Abend gebracht hätte, würde sie seine Braut sein und mit ihren glückseligen Augen und der weichen Last ihres jungen Körpers

an ihm hangen . . . Dann würde es sich entschieden haben, ob sie die Frau eines Fliegers werden würde, ob sie ihm nur die Erde zu geben oder noch den verlorenen Himmel zu ersetzen haben würde . . . Heino Vokken war guten Muts: es mußte gelingen! Er liebte beide Welten zu sehr, um von einer von ihnen preisgegeben werden zu können. Nein, sie würden ihm willig sein, die Mächte, denen er mit Leib und Seele und Opfer gedient, sie würden ihm die Stillung seiner Höhensehnsucht nicht verwehren, um seines Durstes nach der Erde willen . . . Er richtete sich auf. Energisch straffte sich seine Gestalt, die Weichheit des Träumerschen war weggewischt, die Gesichtsmuskeln spannten sich, in seinen Augen stand fest und bestimmt der Glaube an das Glück.

„Du, Junge . . . ich meine . . . es kann nicht schief gehen,“ sagte der Offizier, in seinem Rundgang plötzlich innehaltend, mit einem Zögern, als wähle er jedes Wort. Er zweifelte nicht an einem vollen Erfolg seines Freundes. Aber der Blick in jene fremde Welt hatte ihn verwirrt und befangen gemacht. Seine nüchterne, erdgewandte Natur jedoch schüttelte rasch das Unbehagen ab, und in seiner gewohnten bestimmten Art sprach er weiter: „Nein, es wird nicht schief gehen. Wer so, wie du, bei der Sache ist, der hat sie in Gewalt und zwingt das Schicksal, sich zu Willen.“ Er ergriff die Hand seines Freundes und, ihm fest und hell in die Augen schauend, drückte er sie herzhaft.

„Woll's Gott,“ seufzte dieser tief auf. „Weißt du, Kerlchen, es wäre doch ein verteuftelt schweres Opfer, das ich meinem Erdenglück brächte, müßt ich der Fliegerei Lebewohl sagen. Was bliebe mir dann? Theoretisieren, Konstruieren und eventuelle Lehrtätigkeit — ein mangelhafter Ersatz! Ach was, es muß, es wird gehen. Wenn ich nur erst droben bin, dann ist das Drunten ausgewischt! Und abends wird die Erde mein werden mit ihrem süßesten Besitz. Dann stoßen wir auf das Leben an, das so göttlich zu schenken weiß, wie wir Menschen es kaum zu fassen vermögen.“

Heino Vokken stand hoch aufgerichtet. Seine leuchtenden Augen gingen ins Weite und holten sich die Stunden der Erfüllung.

„Ich danke dir auch noch für deine Einladung zum Verlobungsabend,“ sagte nach einer Weile der Offizier. „Berzeit, daß es nicht früher geschah. Ich wollte es mündlich tun und kam nicht eher zu dir.“

„Du kommst doch,“ fragte Heino Vokken rasch dagegen. „Aber natürlich. Das Doppelfest helf ich mitfeiern. Um neun Uhr, nicht? Und auf welche Stunde ist der Start festgelegt?“

„Auf vier Uhr nachmittags.“ „Höhen- und Weitflug! Die Bedingungen sind nicht einfach, aber erfüllbar. Die Preise anständig. So, mein Junge, und nun machst du eine vierundvierzigstündige Ruhekur. Das bekommt deinen Nerven gut und macht dich frisch und munter. Hörs du?“

„Na, ja,“ lachte Heino Vokken, „am Ende verschlaf ich den Start. Da wäre das Problem ja aufs einfachste gelöst.“

„Wenn du dich mit der Lösung zufrieden gibst! Aber nun muß ich gehen, habe Kasernendienst . . . Also, ruhen, Junge, und keine Grillen fangen! Auf Wiedersehen beim Start!“

Heino Vokken war allein.

(Schluß folgt).

Das Täntli.

Nachdruck verboten.

Skizze von Maria Buchner, Zürich.

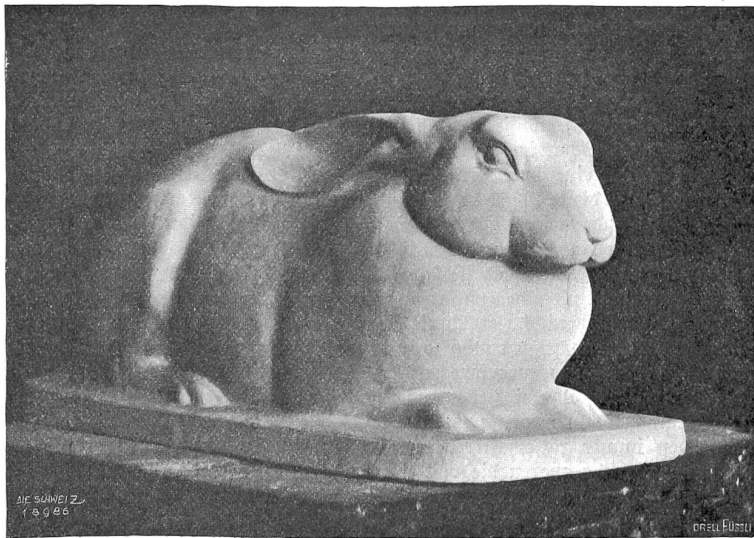
Ihr Zimmer hatte eine kornblumenblaue Tapete, und ihre Freunde hatten es daher die „blaue Grotte“ getauft. Die „blaue Grotte“ lag im dritten Stock, und die zwei Fenster mit den breiten Simslen schauten auf Kastanienwipfel. An der einen Längswand befand sich ein langes schwarzes Rohhaarsofa und ein Sekretär im Empirestil, an der andern eine ausge-

bauchte Kommode und ein Bücherschränken, durch dessen Glascheiben man Klassikerausgaben mit roten und grünen Schildchen leuchten sah; der Nähtisch und der große Ohrensessel waren halb von einer Epheuwand verborgen, mitten im Zimmer aber stand ein runder Tisch mit Stühlen rings umher. So sah die „blaue Grotte“ aus, als das Täntli sie bezog.

Sie hat geweint, als sie sich zum ersten Mal in diesem Zimmer umsah. Der Abschied aus dem elterlichen Hause war ihr so bitter schwer geworden, aber — sie sah es ja selber ein — sie und ihr jüngster Bruder, der erst seit ein paar Monaten verheiratet war, konnten nicht allein in dem weitläufigen alten Hause wohnen bleiben. So waren sie zusammen in dies Haus mit dem Kastanien- und ulmenbepflanzten Garten gezogen, und er hatte ihr hier oben ihr kleines Reich eingerichtet — ein Wohnzimmer, ein einfenstriges Schlafzimmer, ein Gastzimmerchen und eine Küche.

Seitdem waren ein paar Jahre vergangen. Die andern Brüder hatten auch geheiratet — leider nicht in derselben Stadt, und das Tänti war aus ihrem stillen Leben herausgerufen worden, an Wochenbette und in Krankenstuben, und sie hatte gepflegt und getröstet und aufgeheitert. So etwas wie das Tänti gab es nicht wieder. Sie kannte weder Müdigkeit noch schlechte Laune, und sie wusch und wickelte die kleinen Kinder mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie den Haushalt übernahm und die Schulaufgaben der Großen beaufsichtigte. Allmählich bedeckten sich die Wände der „blauen Grotte“, an denen vorher nur ein paar Familienporträte gehangen hatten, mit seltsamen kleinen Blättlein, auf denen unbeholfene Kinderhände mit Buntsift Menschen und Häuser, Vögel und Obstbäume und Vierfüßler, wie sie in keiner einzigen Naturgeschichte vorkommen, gemalt hatten. Daneben waren Flechtarbeiten aus Papierstreifen, auf Stramin gestickte Lesezeichen, Strumpfbänder und rotgeränderte Waschlappchen mit Nadeln angeheftet und kleine Briefchen und Verse zum Geburtstag, die einen ausgezackten Goldrand trugen. Mit der Zeit kamen dann Laubfägearbeiten hinzu, und wenn sie das sauber gearbeitete Staubtuchkästchen ansah, dann mußte sie an den blonden kleinen Wilhelm denken, der so peinlich ordentlich und so schweigsam war. Das bunte Nadelkissen hatte ihr die wilde Karoline gestickt und ach, so oft dabei geseufzt und das Ende ihres diden Zopfes verzweifelt zwischen die Zähne genommen. Bei dem in Wasserfarben gemalten Frühlingsträucherchen aus Röhren und Anemonen sah sie das träumerische weiche Gesicht ihres braven Otto vor sich. Und mit jedem Jahr kamen neue Liebeszeichen „ihrer“ Kinder hinzu, bis schließlich die blauen Wände hinter diesen Reliquien verschwunden waren.

Und dann kamen Sofakissen und Schlummerrollen, die das lange Kanapee und den Ohrenfessel bevölkerten, gestrickte und gestickte Fußschemel liefen einem allenthalben zwischen die Füße, und das Tänti mußte ein Rundschreiben ausgehen lassen, in dem sie sich weitere Zeitungsmappen freundlich verbat, da mehr als drei Stück an ihren Wänden keinen Platz mehr fanden. Die Schubladen der bauchigen Kommode quollen über von Erstlingsgedichten und Zeichnungen, und der Wäscheschrank wußte kaum noch, wie er alle die Stramindecken und Tischläufer bergen sollte. Aus den ABC-Schützen waren Lateinschüler und aus den kleinen Mädchen waren Backfische geworden, und das Tänti bekam weit schwierigere Aufsatzthematika zu bewältigen als bisher. Sie kam sich oft recht dumm und altmodisch vor. Früh war sie die erste im Hause, sie weckte die Kinder im denkbar letzten Augenblick, half ihnen in die Kleider und strich ihnen die Butterbrote, überhörte ein letztes Mal das Gedicht und die gräßlichen französischen Wörter und erinnerte daran, daß heute Konfirmandenunterricht sei. Solange das Tänti im Hause war, war goldene Zeit; die Spazierfahrten im großen Breat, die das Tänti „stiftete“, blieben unvergänglich im Gedächtnis der Kinder. Darum gab es immer großen Protest, wenn sie wieder abreisen mußte: man bat, man bettelte, man beschwor, man versteckte den Koffer Schlüssel, man — ja, es ist



Leo Berger, Solothurn.

Kaninchen.

schrecklich zu sagen — einmal stieß man sie sogar in den Regen hinaus, damit sie sich erkälten und dableiben solle. Zum Glück kam auf das Geschrei und Gelächter der Kinder die Mutter sofort herbei, schalt kräftig und holte das Tänti schnell herein. „Verzeih, Marie, bald hätten dir meine unartigen Rangen in ihrer Liebe einen bösen Streich gespielt,“ sagte sie und legte Täntis Arm in den ihren. Und die beiden Schwägerinnen gingen zusammen die Treppe hinauf in das abseits gelegene Gastzimmer, und die Kinder schauten hinterdrein mit dem lebhaften Gefühl, etwas Dummes gemacht zu haben.

„Ich bliebe ja noch so gerne bei euch,“ sagte das Tänti; „aber weißt du, Franz und Karoline und Adolf und Auguste erwarten mich auch noch dies Jahr, und so geht es nicht anders!“

War das Tänti zuhause, dann wurde ihr Gaststübchen nicht leer. Es war himmlisch, die Ferien bei ihr verbringen zu dürfen. Man konnte schlafen, solange man wollte, man durfte Butter und Honig zugleich aufs Brot streichen, man machte Ausflüge, man erlebte seine ersten Theaterabende, es wurden lebende Bilder gestellt und Scharaden aufgeführt, man durfte die ganze kleine Etage um und um drehen, wenn man nur wieder Ordnung schaffte. Unter den Kastanien im Garten war eine wundervolle Schaukel; auf der flog man bis in die Wipfel hinein, oder man schwang ganz leise darauf hin und her, vertieft in irgend einen Schmöker, den man in irgend einem Winkel des Hauses aufgefunden hatte. Manchmal ging's sehr lebhaft unter den alten Bäumen zu; da wurden im Gartenhüttchen Gesellschaftsspiele gemacht oder auf dem Rasen Croquet gespielt, bis plötzlich im dritten Stock Täntis Kopf im Fenster erschien — „Kinder, paßt mal auf,“ und dann wußte man schon, was jetzt kam: an einem Strick schwebte langsam ein Korb herunter, ein Korb voll Kirichen und Butterbrote, und es erhob sich ein Freudengeschrei, als hätte man seit drei Tagen nichts zu essen bekommen. Und dann kam man in das Alter, wo man sich damit beschäftigte, warum wohl das Tänti nicht geheiratet, und es wurde ruckbar, daß Täntis Jugendgeliebter Louis geheißt habe. Das Tänti hatte ein drolliges kleines Niesen, und die Kinder behaupteten jubelnd, das Niesen klinge genau so wie: Lou-i-che — Lou-i-che, mit der Betonung auf der zweiten Silbe. Das Tänti lächelte dazu; der Schmerz ihrer Jugend um den geliebten Freund, der wegen seiner Anlage zur Schwindlucht nicht gewagt, sie zu heiraten, hatte sich längst in Wehmut umgewandelt, und eine stille heitere Freundschaft zwischen dem bedeutenden Gelehrten und seiner Jugendgespielin entschädigte die beiden, jetzt, da die Dämmerung des Lebens leise herein-

brach. In den ersten Jahren hatte das Tanti oft die Hände fest aufs Herz pressen müssen, wenn sie an einem der Wiegenbettchen stand, in dem wieder ein Neugeborenes lag, und trotz aller Liebe, die sie umgab, fühlte sie sich doch manchmal außerhalb stehend. Das war nun vorbei. Sie empfand ihr Leben als reich und ausgefüllt, und sie konnte lächeln, wenn die gedankenlose jugendliche Schar im Chorus „Dou-i-the“ schrie.

Einmal traf eine ihrer Nichten sie mit einem Kästchen voll Briefe vor sich, die in Päckchen geordnet und mit Seidenfäden zusammengebunden waren. „Das sind Briefe, die meine Mutter und ich einander geschrieben haben,“ sagte das Tanti.

Das junge Mädchen sah sie fragend an: „Aber Tanti, ich meinte, du wärest nie von der Großmutter getrennt gewesen!“ „Das war ich auch nicht,“ erwiderte sie; „aber als ich in dein Alter kam, da beschäftigten mich so mancherlei Fragen, die ich mich scheute, bei Tage auszusprechen, kindische Dinge vielleicht, religiöse Zweifel, allerlei Herzensunruhen, die einem jungen Menschenkind kommen, wenn es aus der Kindheit erwacht und das Leben immer rätselhafter erscheint. Wir führten ein unruhiges Haus: da waren die vier Brüder und ihre Freunde und die Pflegegeschwester, deren wildes Temperament mir immer fremd blieb, da war der literarisch-politische Zirkel, der sich um deine Großeltern gesammelt hatte; wir hatten viel Geselligkeit, und ich mußte tüchtig springen, um mit allem fertig zu werden. Aber abends, wenn ich der Mutter gute Nacht gewünscht hatte und in meinem Stübchen saß, dann mußte ich noch vertraulich mit ihr reden, und ich schrieb alles nieder, was ich nie gewagt haben würde, mündlich zu sagen. Ich legte meinen Brief in ihren Handarbeitskorb, und den Abend darauf fand ich ihre Antwort in meinem Nähkörbchen. Wir sprachen nie über unsern geheimen Briefwechsel, wir nickten uns nur über die Köpfe der vielen Menschen, die sich tagsüber zwischen uns drängten, mit den Augen zu, und ich fühlte mich beseligt und bevorzugt vor allen. Erst als meine Brüder die Universität

bezogen und die Pflegegeschwester sich verheiratete, trat an Stelle unseres Briefwechsels ein inniger Gedankenaustausch von Mund zu Munde. Aber dann kam meines Lebens heißester Schmerz und Entsagen über mich, der Tod der Mutter und der Verzicht auf den geliebten Jugendfreund — zu jener Zeit glaubte ich zusammenbrechen zu müssen...“

Niemand merkte, daß das Tanti gebrechlich wurde. Zwar fiel es hin und wieder einem der Neffen auf, wie schwer sie sich auf seinen Arm stützte; aber sie schien stets heiter und wohl zu sein, und in ihrem glänzenden braunen Scheitel zeigte sich noch kein einziges weißes Haar.

An einem Herbsttag kam die Nachricht von ihrem Tode. Der Bruder, in dessen Hause sie wohnte, schrieb, sie habe drei Tage zu Bett gelegen, wie sie geglaubt, an einer vorübergehenden Unpäßlichkeit; der Arzt habe dann festgestellt, daß sie schon lange schwer gelitten haben müsse, daß es fast unglaublich sei, wie sie es habe verheimlichen können. Ein wunderliches Gefühl beschlich da die „Kinder“, die jetzt fast alle erwachsene Menschen waren. Wie egoistisch waren sie doch gewesen! Wie gedankenlos hatten sie in den Tag hinein gelebt! Einige hatten sogar über dem stark auf sie einströmenden Leben Tantis letzten Geburtstag, der ein paar Tage vor ihrem Tode gewesen, vergessen. Ob sie das wohl schmerzlich empfinden? Sie hätten sich auf die Erde werfen und laut weinen mögen, wenn sie daran dachten. Und dann zogen ihnen all die fröhlichen und bunten Erinnerungen an das Tanti durch die Seele, und sie dachten an die Biskuthafen und die roten und weißen Zudereier zu Ostern, an Spaziergänge durch die Felder, an heimliche kleine Ueberraschungen unter der Bettdecke, an unsäglich viel Gutes und Liebes, das bunt und fröhlich, hell und warm war. Und als sie später heirateten und eigene Kinder hatten, da erzählten sie ihnen vom Tanti — aber da war schon beinahe ein Märchen daraus geworden.

Warnung

Laß dich von den lauen, linden
Märzenlüften nicht verleiten;
Denn sie heucheln, wenn sie schmeicheln,
Und sie lügen aller Zeiten.
Laß dich von der warmen, weichen
Märzensonne nicht verwöhnen;
Denn sie meuchelt, wenn sie streichelt,
Und ist falsch wie alle Schönen.

Laß sie werben, laß sie winken;
Aber laß dich nicht erweichen:
Lerne warten, bis im Garten
Dich kein Frühreif kann erreichen.
Besser ist's, die jungen Triebe
Noch im Keim erstickt zu haben,
Als die zarten, frosterstarrten
In der Blüte zu begraben.

Hans Rudolf Ringier.

Angelus

Milde laß' ich meine Hand
Auf der kühlen Mauer liegen,
Und die letzten Schwalben fliegen
Um des Turmes steile Wand.

Ueber mir, mit leisem Schlag,
Singt ein abendlich Geläute,
Daß mein schmerzenreiches Heute
Sanft und still sich lösen mag!

Milde tropfend sinkt der Laut
In die uferdunkeln Weiten...
Willst du, Frieden, mich geleiten
In die Welt, vor der mir graut?

Elisabeth Luz, Männedorf.

Hedwig

Zuweilen bitter, schonungslos und wild
Ergreift und martert mir ein Schmerz die Brust —
Wer sagt es dir, daß du so reich und mild
Und ahnungsvoll den Bettler trösten mußt?

O, deine Hände sind so kühl und rein
Und deine Worte großer Güte voll!
Ich gehe wie in einen Frieden ein
Und weiß nicht, wie ich dafür danken soll.

Du bist mein Ziel und meine Heimatsstatt —
Was lockt den Wandrer noch die bunte Welt?
Daß meine Mühsal all ein Ende hat,
Ist deiner lieben Macht anheimgestellt.

Emil Schibli, Bern.